

In unterschiedlichen Welten zu Hause

Neben nationalen Zugehörigkeiten kann für die Pflege von Beziehungen auch die Zugehörigkeit zu einer Religions- und Glaubensgemeinschaft eine Rolle spielen. Weltweit gibt es rund 13 Millionen Jüdinnen und Juden, die in verschiedenen Teilen der Welt leben. terra cognita hat Daniel Pewsner befragt, inwiefern seine persönlichen Netzwerke durch die Zugehörigkeit zum Judentum geprägt sind.

terra cognito: *Daniel Pewsner, ich spreche Sie als Vertreter der jüdischen Religionsgemeinschaft an. Definieren Sie sich überhaupt primär als zu dieser Gruppe zugehörig?*

■ Daniel Pewsner: Die jüdische Identität ist für mich zwar zentral, aber nur eine von mehreren Identitäten. Wenn ich von kulturell-nationalen Identitäten ausgehe, würde ich noch die italienische erwähnen. Meine Primärsprache war italienisch, das ist die Sprache, die ich wie das Schweizerdeutsche akzentfrei spreche – allerdings voller Fehler, da ich sie nur in den ersten Lebensjahren gehört und gesprochen habe.

92 *Heisst das, dass sprachlich-kulturelle Zugehörigkeit für Sie ebenso wichtig ist?*

■ Ich möchte die verschiedenen Zugehörigkeiten nicht gewichten. Meine Identität als Arzt ist ebenfalls von Bedeutung, wichtig ist auch diejenige als Mann. Identität ist wie ein Kleid: Je nach Begebenheit steht die eine oder andere Identität im Vordergrund. Wenn ich zum Beispiel mit italienischen Patienten zu tun habe, kann ich mich über das Zugehörig-Fühlen zum Italienischen gut in die Lebenssituation der Betroffenen versetzen. Wenn ich in Israel bin, dann kommt meine jüdische Zugehörigkeit zum Tragen, auch wenn ich gar nicht israelischer Staatsbürger bin. Zugehörigkeiten sind wie kleine

Schachteln, die übereinander gestülpt sind. Aber sie sind nicht nur übereinander gestülpt, denn das würde ja eine Hierarchie bedeuten, sie befinden sich auch nebeneinander. Je nach Umständen wird die eine oder andere Identität wichtiger. Wenn ich mich etwa in einem antisemitischen Umfeld bewege, dann rückt mein Jüdisch-Sein ins Zentrum. Letzteres war und ist für mich eine wichtige Lebensschulung, indem die Situation als Jude in der Schweiz mich gelehrt hat, besser Abstand zu meinem Standpunkt zu wahren. Dies ist mir als Ressource in verschiedensten Situationen von Nutzen.

Sie haben den Begriff der Ressource verwendet. Was heisst das in Bezug auf Ihr Netzwerk?

■ Meine jüdische Identität war nie etwas Selbstverständliches. Ich habe mich immer in einer Art Spagat befunden. Wie schon meine Grosseltern, die wegen der Pogrome im zaristischen Russland in die Schweiz flüchteten, ist Fremdheit mir eine ständige Begleiterin. Dieses sich nicht ganz Zugehörig-Fühlen hat mich sowohl im Positiven wie im Negativen geprägt. Die Fähigkeit, sich mit dieser Spannung auseinanderzusetzen, sehe ich als eine Ressource, auf die ich immer wieder zurückgreife.

Die meisten meiner engen Freunde sind Personen, die dieses Gefühl von Nicht-Ganz-Dazugehören, von mehrfacher Orientierung kennen. Das sind keineswegs nur Jüdinnen und Juden, sondern Menschen, die vielleicht durch ihre Familienstruktur, als Aussenseiter oder als Angehörige einer Minderheit die Erfahrung gemacht haben, dass sie nicht einfach «normale» Mitglieder einer Gesellschaft sind. Mich interessieren Menschen, die über solche Erfahrungen reflektieren.

Heisst das mit andern Worten, dass Ihre Zugehörigkeit zur jüdischen Gemeinschaft für Sie eigentlich gar kein besonderes Thema ist?

■ Doch, das ist sehr wohl ein Thema. Es wird spätestens dann eines, wenn ich lese, dass in Genf eine Synagoge angezündet wurde. Der Antisemitismus, der ja eine Realität ist,

Sentirsi a casa in mondi diversi

Le reti di contatto che scavalcano le frontiere nazionali possono essere impregnate dall'appartenenza a una comunità o credenza religiosa. Daniel Pewsner illustra il ruolo dell'identità ebraica nella sua vita, mostrando chiaramente l'influsso del tutto centrale dell'appartenenza a una comunità religiosa nella quale si è nati sulla socializzazione e sul modo di pensare. Secondo lui, tuttavia, l'orientamento in funzione di un'origine religiosa e l'esperienza data dall'appartenenza a una minoranza non sono gli unici fattori determinanti. Infine, l'autore illustra come l'essere umano coltiva perlopiù contatti stretti con persone che condividono il suo modo di vedere.

93

lässt mich auf eine gewisse Weise automatisch solidarisch mit allen andern Juden auf der Welt sein. Diese Solidarität ist aber nicht alles. Wenn ich etwa mit rechtsnationalen Siedlern aus Israel zu tun habe, fühle ich mich stärker Palästinensern verbunden. Ich bin zwar Jude, aber mein Herz schlägt in solchen Situationen für die Notlage der Palästinenser. Mit dem Weltbild eines orthodoxen Juden habe ich nicht viel gemein, mit dem eines Erich Fromm jedoch schon viel mehr. Ich schätze die reiche kulturelle Tradition und das dialektische Denken des Judentums, die ich von Kindesbeinen an kennen gelernt habe. Die Zugehörigkeit zu den «Juden als Schicksalsgemeinschaft» ist für mich deshalb zu eng. Ich definiere mich nicht nur über die gemeinsame Erfahrung des Leidens. Trotzdem denke ich, dass ich durch die Geschichte meines Volks eine Sensibilität für menschliches Leid entwickelt habe.

Wenn Sie sich irgendwo auf der Welt befinden und Sie sehen eine Synagoge, gehen Sie dann hinein? Nehmen Sie zu den Leuten dort Kontakt auf?

■ Das kommt darauf an. Wenn ich weiss, das ist eine besonders schöne Synagoge, zum Beispiel in Südspanien, ja, dann besuche ich sie. Oder wenn gerade Freitagabend ist, und ich stelle fest, da findet ein Gottesdienst statt, zum Beispiel in New York oder in Jerusalem, das könnte schon vorkommen, dass ich dann teilnehme. Aber wenn ich mich dann unter orthodoxen Juden wiederfinden würde, würde ich mich fremd fühlen. Das Judentum ist breit gefächert. In liberalen Kreisen kann ich mich in andern Teilen der Welt durchaus zu Hause fühlen.

Sprechen wir die andern Zugehörigkeiten an, die Sie genannt haben. Sind diese für Ihre Beziehungen genau so wichtig?

■ Selbstverständlich. Sie sind genauso wichtig. Die jüdische Kultur hat mich zwar am stärksten geformt, aber auch durch meinen Beruf als Arzt habe ich eine spezifische Perspektive auf die Dinge, und es wird mir gesellschaftlich eine bestimmte Rolle zugeordnet. Das Italienische schliesslich ist etwas, was mir Heimatgefühle vermittelt, nicht zuletzt durch das Essen und das Sprechen der Sprache.

Wie gestalten sich Ihre Beziehungen über die Grenzen hinweg?

■ Ich habe viele gute und enge Beziehungen in der Schweiz, aber auch in andern Teilen der Welt. Das sind Freunde und zum Teil Verwandte, mit denen ich mich emotional verbunden fühle. Das Emotionale ist dabei die Basis für intellektuelle Inhalte, über die ich mich mit ihnen austausche. Die ökonomische Ebene, die bei vielen Migrantinnen und Migranten zum Tragen kommt, ist dabei nicht von Belang.

Aus integrationspolitischer Perspektive könnte man argumentieren, Migrantinnen und Migranten, die enge Kontakte zu ih-

rem Herkunftsland unterhalten, würden sich zuwenig um ihre Integration in der Schweiz kümmern. Stimmen Sie dieser Meinung zu?

■ Ich kann diese Argumentationsweise in gewisser Hinsicht nachvollziehen. Doch zielt sie an der Realität vorbei. Ich gehe davon aus, dass es etwas Natürliches ist, zu seiner Familie, zu seinen Freunden im Herkunftsland Beziehungen zu pflegen. Ganz konkret weiss ich das auch über das Beispiel meines Grossvaters, der seine Leute finanziell unterstützt hat. Dies ermöglichte es einigen von ihnen, kurz vor der Shoa zu fliehen. Dass mein Grossvater dies tun konnte, hat ihm Würde verliehen. Ich sehe dies ähnlich für das Handeln von Migrantinnen und Migranten heute. In meiner Arztpraxis bin ich Leuten begegnet, die waren in ihrem Land Ingenieure und arbeiten hier als Tellerwäscher. Die Tatsache, dass sie ihre Nächsten unterstützen können, verleiht ihnen Ansehen. Damit verknüpft ist auch eine gewisse emotionale Stabilität. Auswandern bedeutet ja immer auch, dass man sich zunächst in einer instabilen Lage befindet. In diesem Sinne kann man sogar sagen, dass solche starken Beziehungen eine Integrationshilfe sind.

Können denn Menschen, die eine transnationale Perspektive pflegen, gut integrierte und loyale Staatsbürger der Schweiz sein?

■ Ich sehe da kein Problem. Menschen, die sich nicht integrieren können oder wollen, können dies aus andern Gründen nicht. Eine transnationale Perspektive einzunehmen, stellt für sich kein Hindernis dar, im Gegenteil. Gute Integration gelingt meines Erachtens vor allem dann, wenn Menschen dies aus einer Position der Stärke heraus tun können. Und dies kann sich unter anderem in guten Beziehungen zu den eigenen Leuten im Herkunftsland widerspiegeln.

Herzlichen Dank für das Gespräch!